

Einleitung

Das Wort Geschlecht (...) umfasst schon ursprünglich die Gesamtheit der von einem gemeinsamen Ahnen Herkommenden. (...)[I]n Basel gilt für Familiennamen das Wort 'Geschlecht', und das Dienstmädchen, die 'Stubenmagd', wie es damals hiess, die einem deutschen Professor, der seine Aufwartung machen wollte, die Frage stellte: 'Was ist Ihr Geschlecht?', was sein Erstaunen erregte, benützte das Wort genau nach der Bedeutung, die es bei uns immer besessen hatte.¹

Wie das oben angeführte Zitat illustriert, war „Geschlecht“, im Sinne von Verwandtschaft, für Baslerinnen und Basler eine zentrale Denkfigur. Geschlecht wird hier nicht nur als Alternativbezeichnung zum Familiennamen aufgefasst, sondern es wird nahegelegt, dass beim Geschlecht eben ‘mehr’ dahintersteckt. Mit dem Verraten des Geschlechtsnamens wird gewissermassen die Identität der Person aufgedeckt – eine Identität, die auf Abstammungs- und Verwandtschaftsbeziehungen gründet, auf der Zugehörigkeit zu einem Geschlecht. Zudem wird hier Folgendes verdeutlicht: Für Geschlechter interessierten sich diejenigen Personen, bei denen das Personal die Türe öffnete und die Professoren zu sich nach Hause einluden, die also dem wohlhabenden, gebildeten Basler Bürgertum angehörten. Hineingelassen wird, wer den ‘richtigen’ Familiennamen trägt. Das Interesse am Geschlecht wird hier als etwas typisch Baslerisches dargestellt, das bei Ausenstehenden – hier einem deutschen Professor – nicht dieselben Assoziationen hervorrief und dieselbe Bedeutsamkeit hatte. Die hier zitierte Aussage äusserte der Geschichtsprofessor Carl Jacob Burckhardt (1891–1974) am 1964 durchgeführten Burckhardt'schen Familientag. Sie zeugt beispielhaft vom Interesse der Basler Bürgerfamilien an Abstammungs- und Verwandtschaftsbeziehungen, ein Interesse, das nicht erst oder ausschliesslich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geweckt worden war. Denn dieses Interesse hat eine Geschichte und mit der beschäftigt sich die vorliegende Arbeit.

¹ StaBS PA 594a B4, Zur Erinnerung an den Burckhardtischen Familientag vom Samstag, dem 12. September 1964 im Wildt'schen Haus zu Basel, Ansprache gehalten von Herrn Minister Prof. Dr. Carl Jacob Burckhardt, S. 12–30, hier S. 12–13.

Forschungsfragen

Diese Arbeit fragt danach, wie und wozu sich die Mitglieder der alteingesessenen Familien Basels mit Genealogie (im Sinne von Abstammungs- und Verwandtschaftsbeziehungen sowie familiengeschichtlichen Inhalten) beschäftigten.

Zu diesem Zweck werden anhand verschiedener Fallstudien aus Basel diverse genealogische Praktiken rekonstruiert über einen Zeitraum, der sich von der zweiten Hälfte des 18. bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts erstreckt.

Somit handelt die Arbeit davon, wie Mitglieder aus den alteingesessenen Basler Bürgerfamilien verwandtschaftliche Beziehungen erforschten, diese in unterschiedlichen Formaten (wie beispielsweise Diagrammen, Texten, Bildern, Theaterstücken und Reden) darstellten, daraus Familien und Geschlechter konstruierten und das entstandene genealogische Wissen vermittelten und anwandten bei der Etablierung von Familienstiftungen.

Die Fragen, die sich im Hinblick auf diese Praktiken stellen, sind vielschichtig. So ist im Hinblick auf die Darstellungsformen einerseits danach zu fragen, wie und in welcher Form genealogische Inhalte dargestellt wurden und andererseits, was inhaltlich gezeigt wurde, also welche Argumente dargelegt, welche Themen behandelt und welche Geschichten erzählt wurden. Dabei gilt es auch den Umgang mit Frauen zu berücksichtigen, die in der Genealogie oft an den Rand gedrängt wurden.

Dem Vorschlag von Markus Friedrich folgend, nicht nur die genealogischen Darstellungen selbst, sondern auch ihre Produktionsprozesse in den Blick zu nehmen,² wird danach gefragt, wie genealogische Diagramme und Familiengeschichten produziert worden sind. Wer entwarf Diagramme oder schrieb Familiengeschichten, welche Quellen wurden verwendet, welche Vorgehensweisen und Arbeitsschritte lassen sich rekonstruieren?

Des Weiteren ist die Frage nach der Verwendung der genealogischen und familiengeschichtlichen Darstellungen und Wissensinhalte zentral: So geht es darum, herauszuarbeiten, wozu und mit welchen Motiven die Diagramme und Texte erstellt und wozu sie und die entsprechenden Wissensinhalte eingesetzt worden sind, mit besonderer Berücksichtigung der Familienfeiern und Familienstiftungen.

Inspiriert von den Ansätzen der *New Kinship Studies* geht es ferner auch um die Frage, was Verwandtschaft sein kann, respektive wie mit den genealogischen Praktiken Verwandtschaft konzipiert, ‘gemacht’ wird. Die *New Kinship Studies*

² Friedrich, Markus: Genealogy and the History of Knowledge, in: Eickmeyer, Jost/Friedrich, Markus/Bauer, Volker (Hrsg.): Genealogical Knowledge in the Making. Tools, Practices and Evidence in Early Modern Europe (= Cultures and Practices of Knowledge in History 1), Berlin/Boston 2019, S. 1–22, hier S. 3, <https://doi.org/10.1515/9783110593518>.

„[ersetzen] das genealogisch oder affinal begründete Konzept Verwandtschaft durch das Konzept der relatedness, des Verwandtseins“.³ Den Begriff der ‘relatedness’ hatte die Anthropologin Janet Carsten vorgeschlagen, um zu untersuchen „how relatedness may be composed of various components – substance, feeding, living together, procreation, emotion.“⁴ Die Ansätze der New Kinship Studies nehmen somit auch das „alltägliche Teilen von Substanzen, Erfahrungen oder auch Räumen, Zeiten und Orten“ als Aspekt des „Verwandtseins und Verwandtwerdens“ in den Blick.⁵ Genealogische Verwandtschaft wird dabei jedoch nicht ausgeschlossen, vielmehr beziehe das „Konzept geteilter Substanzen“ neben Genen auch beispielsweise geteilte Nahrung, geteilte Erlebnisse oder geteilter Rituale mit ein.⁶

Die *New Kinship Studies* interessieren sich demnach für das Prozesshafte und dafür, wie Verwandtschaft durch alltägliche Praktiken hervorgebracht wird und wie sich Individuen zueinander in Beziehung setzen.⁷ So hat Signe Howell sich etwa im Rahmen ihrer Forschung zur Adoption mit dem Prozess des „Kinning“ auseinandergesetzt, den sie definiert als „the process by which a fetus or newborn child is brought into a significant and permanent relationship with a group of people, and the connection is expressed in a conventional kin idiom. Kinning need not apply only to a baby, but to any previously unconnected person, such as those connected through marriage.“⁸ Verwandtschaft wird also aufgefasst als etwas, das aktiv hergestellt wird. Dies deutet darauf hin, dass die Konzeptionen davon, was Verwandtschaft sein soll, vom jeweiligen Kontext abhängig sind und Verwandtschaft immer wieder neu konzipiert werden kann.

Der Untersuchungszeitraum (zweite Hälfte 18. bis erste Hälfte 20. Jahrhundert) hängt mit den ausgewählten Fallstudien und der Quellenlage zusammen: So bieten die Arbeiten von Lucas Sarasin-Werthemann, der sich in den 1760er Jahren intensiv mit der Genealogie seiner Familie beschäftigte und dessen Arbeitsprozesse aufgrund der Überlieferungslage gut dokumentierbar sind, den Ausgangspunkt der hier untersuchten genealogischen Praktiken. In den folgenden Jahrzehnten lässt

³ Alber, Erdmute/Beer, Bettina/Pauli, Julia et al.: Verwandtschaft heute. Positionen, Ergebnisse und Perspektiven, in: Alber, Erdmute/Beer, Bettina/Pauli, Julia et al. (Hrsg.): Verwandtschaft heute. Positionen, Ergebnisse und Perspektiven, Berlin 2010, S. 7–44, hier S. 11, <https://doi.org/10.3167/9781800738003>.

⁴ Carsten, Janet: Introduction. Cultures of Relatedness, in: Carsten, Janet (Hrsg.): Cultures of Relatedness. New Approaches to the Study of Kinship, Cambridge 2000, S. 1–36, hier S. 34.

⁵ Alber, Erdmute/Beer, Bettina/Pauli, Julia et al., Verwandtschaft heute, S. 11.

⁶ Alber, Erdmute/Beer, Bettina/Pauli, Julia et al., Verwandtschaft heute, S. 11.

⁷ Déchaux, Jean-Hugues: Kinship Studies. Neoclassicism and New Wave. A Critical Review, in: Revue Française de Sociologie 49 (2008) 5, S. 215–243, hier S. 25.

⁸ Howell, Signe: The Kinning of Foreigners. Transnational Adoption in a Global Perspective, New York/Oxford 2006, S. 8.

sich dann eine Intensivierung der genealogischen Tätigkeit in Basel beobachten. Da sich die oben erwähnten Praktiken in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollends etabliert hatten, wird hier das Ende des Untersuchungszeitraums ange-setzt.

Forschungskontexte

Indem sich diese Arbeit auf die genealogischen Praktiken der Mitglieder der alt-eingesessenen Basler Familien konzentriert, reiht sie sich in die Arbeiten zum Bürgertum in der Schweiz ein. Einen wichtigen Beitrag zur Bürgertumsforschung in der Schweiz leistete der Historiker Albert Tanner.⁹ Er setzte sich vertieft mit bürgerlichen Lebensweisen und Mentalitäten auseinander. Im Hinblick auf die vorliegende Arbeit sind besonders seine Ausführungen zu den Themenbereich Familie und Verwandtschaft interessant. Tanner betonte beispielsweise die Bedeutung, die der familiären Herkunft auch noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in gesellschaftlichen und kulturellen Bereichen zukam.¹⁰ Das Ansehen einer Person, so Tanner, hing von ihrer Familie ab: Die familiäre Herkunft brachte als „symbolische[s] Kapital in Form von Reputation und Zugangschancen, von sozialen und kulturellen Kompetenzen, von spezifischen Denk-, Verhaltens- und Handlungsmustern für [die] Zukunfts- und Lebensgestaltung enorme Vorteile.“¹¹ Deswegen spielte auch die Verheiratung mit den ‘richtigen’ Familien eine zentrale, oftmals finanzielle, Rolle: Durch die Heirat konnte Kapital beschaffen und Geschäftsbeziehungen ausgeweitet und gefestigt werden.¹² Daneben verweist Tanner auch auf die Pflege der Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen, die einen grossen Stellenwert in der bürgerlichen Gesellschaft einnahm und die durchaus zeitintensiv war. Sie äusserte sich im regen Briefeschreiben, in der Durchführung von Besuchen, Anlässen, Ferienaufenthalten, Festen oder eben auch in der Auseinandersetzung mit der Genealogie und Familiengeschichte.¹³ Die ab-gefassten Familiengeschichten sollten laut Tanner das Bewusstsein der Familienmitglieder für die eigene Abstammung fördern und eine Vorbildfunktion der Vorfahren vermitteln.¹⁴

⁹ Tanner, Albert: *Arbeitsame Patrioten, wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914*, Zürich 1995.

¹⁰ Tanner, *Arbeitsame Patrioten*, S. 121.

¹¹ Tanner, *Arbeitsame Patrioten*, S. 161.

¹² Tanner, *Arbeitsame Patrioten*, S. 177.

¹³ Tanner, *Arbeitsame Patrioten*, S. 265–274.

¹⁴ Tanner, *Arbeitsame Patrioten*, S. 275.

Mit dem Basler Bürgertum hat sich der Historiker Philipp Sarasin im Zuge seiner Bürgertumsforschung, wobei er Bürgerlichkeit als „kulturelle[n] Code“ oder „symbolisches System“ untersuchte,¹⁵ auseinandergesetzt. Er befasste sich eingehend mit der „vom Rest der Bürger und der Einwohner unterscheidbare[n] Gruppe der alten, einflussreichen und wohlhabenden Familien“,¹⁶ deren genealogische Praktiken in dieser Arbeit untersucht werden. Sarasin argumentierte, dass diese alteingesessenen Familien trotz politischer Machteinbussen ihre gesellschaftliche Vormachtstellung bis nach dem Ersten Weltkrieg bewahren konnten.¹⁷ Dies erreichten sie, so Sarasin, weil sie gezielt ihre „Zeichen der Tradition“ benutzten, zu denen er beispielsweise „ihre Sprache, ihre Namen, ihre Familienbande, ihre Gesten, ihre materielle Kultur, ihre Diskurse [und] ihre Feste“ zählte.¹⁸ Eine wichtige Rolle spielte dabei auch die Verwandtschaft, wie Sarasin erörtert. So knüpften die alteingesessenen Familien durch gezieltes Heiratsverhalten untereinander ein enges verwandtschaftliches Beziehungsnetz und grenzten sich gegen die anderen Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt ab.¹⁹ Sarasin schreibt in Bezug zur wirtschaftlichen Grundlage der Basler Familien, dass diese Familien hauptsächlich in der Seidenindustrie, aber auch in anderen Wirtschaftsbranchen als Fabrikanten und Eigentümer tätig waren, sowie Berufe im Bildungsbereich ausübten.²⁰ Im Zuge des Niedergangs der Seidenindustrie wurde sie allmählich von einer neuen Elite verdrängt.²¹

Sich ebenfalls eingehend mit dem alteingesessenen Basler Bürgertum auseinandergesetzt hat sich die Historikerin Sara Janner, wobei sie sich auf die Rolle von Religion und Kirche im Selbstverständnis des alten Bürgertums fokussierte. Sie behandelte darin auch die Prozesse, mit denen sich dieses alte Bürgertum von Basels übriger Einwohnerschaft abgrenzte und wie das Basler Kirchenwesen eben dazu beitrug. Dazu setzte sie sich vertieft mit dem *Verein der Freunde Israels* auseinander.²²

¹⁵ Sarasin, Philipp: Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft, 2. überarb./erw. Aufl., Göttingen 1997, S. 18.

¹⁶ Sarasin, Stadt der Bürger, S. 102.

¹⁷ Sarasin, Stadt der Bürger, S. 13. Siehe zu den Etappen dieses politischen Machtverlustes, der mit der Gründung des Bundesstaates 1848 im allgemeinen Wahlrecht der Männer gipfelte: Sarasin, Stadt der Bürger, S. 102.

¹⁸ Sarasin, Stadt der Bürger, S. 14.

¹⁹ Sarasin, Stadt der Bürger, S. 108–114.

²⁰ Sarasin, Stadt der Bürger, S. 112.

²¹ Sarasin, Stadt der Bürger, S. 11.

²² Janner, Sara: Zwischen Machtanspruch und Autoritätsverlust. Zur Funktion von Religion und Kirchlichkeit in Politik und Selbstverständnis des konservativen alten Bürgertums im Basel des 19. Jahrhunderts (= Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 184), Basel 2012.

Schliesslich widmete sich auch der Historiker Urs Hafner in seinem Beitrag zu Band sechs der 2024 und 2025 erschienen Basler Stadtgeschichte dem alten Basler Grossbürgertum in Form einer Überblicksdarstellung. Darin erläutert Hafner dessen konservative Grundzüge, wozu er auch die Auseinandersetzung mit der Genealogie zählt.²³ Hafner weist auch darauf hin, dass die bei den alteingesessenen Familien verbreitete Schreibweise des Doppelnamens nicht nur „die gegenseitige genealogische Identifizierung“ ermöglichte, sondern dass der Doppelname auch ein Hierarchisierungszeichen war: Setzte sich der Doppelname aus den Namen zweier alteingesessener Familien zusammen, wies er auf eine symbolisch höhere gesellschaftliche Stellung hin, als wenn er den Namen einer wohlhabenden, aber erst kürzlich eingebürgerten Familie enthielt.²⁴

Ähnliche Forschungen wie zu den alteingesessenen Familien Basels finden sich auch für die alteingesessenen Familien Berns. So hat die Historikerin Katrin Rieder sich mit den Berner Burgern auseinandergesetzt und untersucht, wie diese Familien, die oftmals auch noch um 1900 ein adeliges Selbstverständnis aufwiesen, ihre gesellschaftliche Position während des 19. Jahrhunderts erhalten konnten, wobei „sowohl das ökonomische als auch das kulturelle und soziale Kapital der Familien“ von zentraler Bedeutung war, um sich von der übrigen Bürgerschaft zu unterscheiden. Für ihre Untersuchung fokussierte sich Rieder auf die stadtbernerische Burgergemeinde und den politischen Konservatismus.²⁵

Auf die Bedeutung von Verwandtschaft in der Moderne wurde vielfach hingewiesen. So wurde das 19. Jahrhundert als „kinship-hot‘ society“ beschrieben.²⁶ Vielzitiert ist in diesem Zusammenhang die Untersuchung von David Warren Sabean. Darin konzentrierte er sich auf den württembergischen Ort Neckarhausen und analysierte anhand mehrerer Kohorten diverse Themen wie Heiratspraktiken, rituelle Verwandtschaft oder den Einfluss von Verwandtschaft auf die Klassenformation und machte so die zentrale Funktion von Verwandtschaft in Neckarhausen deutlich.²⁷ Dabei wies er auch auf die tragende Rolle von Frauen beim Aufbau und der Pflege von verwandtschaftlichen Beziehungsnetzen hin.²⁸

23 Hafner, Urs: Konservative Kontinuitäten: Das Patriziat zwischen Bewahren und Erneuern, in: Kury, Patrick (Hrsg.): Die beschleunigte Stadt. 1856–1914 (= Stadt. Geschichte. Basel 6), Basel 2024, S. 165–208, zur Genealogie S. 188–189.

24 Hafner, Konservative Kontinuitäten, S. 166.

25 Rieder, Katrin: Netzwerke des Konservatismus. Berner Burgergemeinde und Patriziat im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2008, Zitat S. 16.

26 Sabean, David W./Teuscher, Simon: Kinship in Europe. A New Approach to Long Term Development, in: Sabean, David W./Teuscher, Simon/Mathieu, Jon (Hrsg.): Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300–1900), New York/Oxford 2007, S. 1–32, hier S. 3.

27 Sabean, David Warren: Kinship in Neckarhausen. 1700–1870, Cambridge 1997.

28 Vor allem hier: Sabean, Kinship in Neckarhausen, S. 490–510.

Mit der Verwandtschafts- und Bekanntschaftspflege von Frauen im Schweizer Kontext haben sich Elisabeth Joris und Heidi Witzig vertieft beschäftigt und aufgezeigt, wie sich diese durch Briefeschreiben, Besuche oder das Schenken von Selbstgemachtem äusserte.²⁹

Studien zur Verwandtschaft im 19. Jahrhundert haben sich auch dem Phänomen der Verwandtenehen gewidmet. Sie beobachteten eine Zunahme der Verwandtenehen, die ab der Mitte des 18. Jahrhunderts ansetzte, ihren Höhepunkt in den Jahren 1880 bis 1920 erreichte und danach wieder abebbte. Heiraten unter Cousins und Cousinen, unter Geschwisterpaaren oder mit nahen Verwandten verstorbener Ehepartnerinnen und Ehepartner waren Ausdruck einer horizontal organisierten Verwandtschaftsstruktur, die für die Produktion und Reproduktion sozialer Klassen mitverantwortlich waren.³⁰ Diese Tendenz lässt sich auch für das Gebiet der Schweiz feststellen, hier kann von einer „Zunahme und Verengung der Verwandtenehen vom 17. bis 19. Jahrhundert“ gesprochen werden,³¹ wobei im 19. Jahrhundert besonders die Heirat zwischen Cousins und Cousinen ersten Grades verbreitet war.³² Neuere Ansätze zur historischen Verwandtschaftsforschung interessieren sich nun auch für das Verhältnis von Verwandtschaft und Politik,³³ das auch in dieser Arbeit Thema sein wird (siehe Kapitel 2).

Deutlich wird das Forschungsinteresse an Verwandtschaft insbesondere auch bei Arbeiten, die sich mit der Genealogie beschäftigen. Die historische Forschung zur Genealogie hat sich zuweilen mit den Merkmalen bestimmter Typen genealogischer Diagramme und familiengeschichtlicher Texte befasst. Sie untersucht (besonders im Hinblick auf die Frühe Neuzeit) unter anderem die Genese, die Verbreitung und den Gebrauch von Stammbäumen, Stamm- und Ahnentafeln, sowie von Familienbüchern. Die daraus resultierenden Erkenntnisse ermöglichen es, die später in dieser Arbeit vorkommenden Darstellungsformen besser verorten zu können.

²⁹ Joris, Elisabeth/Witzig, Heidi: *Brave Frauen, aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820–1940)*, Zürich 1992, S. 239–254.

³⁰ Sabean, David Warren: Kinship and Class Dynamics in Nineteenth-Century Europe, in: Sabean, David W./Teuscher, Simon/Mathieu, Jon (Hrsg.): *Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300–1900)*, New York/Oxford 2007, S. 301–313, hier S. 310–312.

³¹ Mathieu, Jon: Verwandtschaft als historischer Faktor. Schweizer Fallstudien und Trends. 1500–1900, in: *Historische Anthropologie* 10 (2002) 2, S. 225–244, hier S. 238–239.

³² Mathieu, Verwandtschaft als historischer Faktor, S. 240.

³³ Alber, Erdmute/Sabean, David Warren/Teuscher, Simon et al.: Introduction. Politics of Making Kinship, in: Alber, Erdmute; Sabean/David Warren/Teuscher, Simon et al. (Hrsg.): *The politics of Making Kinship. Historical and Anthropological Perspectives*, New York/Oxford 2023, S. 1–22.

Zu den wohl bekanntesten genealogischen Darstellungen gehören die Stammbäume. Sie zielen darauf ab, eine patrilineare „Abstammungsreihe (...) in Baumform [darzustellen], das heisst, ausgehend von einer konkreten Person, einem ‘Stammvater’ der die Wurzel des Baumes bildet, werden die Nachkommen in der Filiationsfolge als Äste, Zweige bzw. Blätter dargestellt“.³⁴ Stammbäume sollten an natürlich wachsende Bäume erinnern. Ihre kanonische Darstellungsform verbreitete sich im 15. Jahrhundert.³⁵ Beeinflusst wurde sie von der besonders im Spätmittelalter beliebten *Wurzel Jesse*, welche Jesse (den Vater Davids) unten platzierte und von ihm ausgehend nach oben hin die Vorfahren von Christus sowie Christus selbst an oberster Stelle zeigte.³⁶ Damit löste sie frühere mittelalterliche Darstellungsformen ab, die den am weitesten zurückliegenden Ahnen noch oben, an der ehrenvollsten Stelle, platziert hatten.³⁷ Ferner beeinflusste ein neues Verständnis von Verwandtschaft im Spätmittelalter, welches sich auf das Prinzip der Patrilinearität und die Idee der Blutsverwandtschaft stützte, den Stammbaum als Darstellungsform für verwandtschaftliche Beziehungen.³⁸

Neben Stammbäumen waren auch Stammtafeln in der Frühen Neuzeit beliebte genealogische Diagramme. Dabei handelt es sich um eher abstrakte Darstellungen, welche ausgehend von einem Ahnen, dessen Nachkommenschaft (in der Regel über die männlichen Linien) entweder vertikal oder horizontal verlaufend und mithilfe geschweifter Klammern und Linien veranschaulichten. Aufgrund ihrer simplen Gestaltung konnten sie kostengünstiger gedruckt werden als Stammbäume, die einem natürlich wachsenden Baum ähneln sollten.³⁹

Im Gegensatz zum Stammbaum und zur Stammtafel, welche die Nachkommenschaft (die Deszendenz) eines sogenannten *Spitzenahns* darstellen, zeichnen sich Ahnentafeln dadurch aus, dass sie die Vorfahren (die Aszendenz) einer Probandin oder eines Probanden aufzeigen. Sie tun dies, indem sie die Eltern, Gross-

³⁴ Hecht, Michael: Repräsentationen von Verwandtschaft. Stammbäume und Ahnentafeln vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert, in: Brakmann, Thomas/Joergens, Bettina (Hrsg.): Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie, Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch (= Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 51), Essen 2014, S. 41–82, hier S. 44.

³⁵ Klapisch-Zuber, Christiane: The Genesis of the Family Tree, in: I Tatti Studies in the Italian Renaissance 4 (1991), S. 105–129, hier S. 105, <https://doi.org/10.2307/4603672>.

³⁶ Klapisch-Zuber, Genesis, S. 121–122.

³⁷ Klapisch-Zuber, Genesis, S. 113.

³⁸ Hecht, Repräsentationen von Verwandtschaft, S. 46–47.

³⁹ Bauer, Volker: Baum und Zeit. Datenorganisation, Zeitstrukturen und Darstellungsmodi in frühneuzeitlichen Universalgenealogien, in: Landwehr, Achim (Hrsg.): Frühe Neue Zeiten. Zeitwissen zwischen Reformation und Revolution (= Mainzer historische Kulturwissenschaften 11), Bielefeld 2012, S. 41–82, hier S. 43 und 52.

eltern, Urgrosseltern, Ururgrosseltern und weiter zurückliegende Ahninnen und Ahnen aufführen.⁴⁰ Ahnentafeln operieren mit den väterlichen und mütterlichen Linien.⁴¹ Ihre Gestaltung hat somit Formularcharakter.⁴²

Ahnentafeln fanden Verwendung bei der sogenannten Ahnenprobe, einem Beweisverfahren in der Vormoderne, „das für die Qualifikation zu einem Amt, die Mitgliedschaft in einer Gruppe oder den Zugang zu bestimmten Privilegien notwendig war und [das] auf der Grundlage von Abstammungsnachweisen durchgeführt wurde.“⁴³ Beispielsweise konnte die Ahnenprobe bei der Zulassung zu Turnieren, Domkapiteln, oder Damenstiften, als Nachweis der Zugehörigkeit zum Hochadel oder für die Ausübung von Hofämtern gefordert werden.⁴⁴ Daneben konnten in der Frühen Neuzeit Ahnentafeln auch dazu dienen, Abstammung und Verwandtschaft auf Grabsteinen, in gedruckten Leichenpredigten oder auf Gegenständen wie Truhen, Wandteppichen oder Tischdecken, sowie in Geschlechterbüchern abzubilden. Stark verbreitet wurden Ahnentafeln in frühneuzeitlichen Druckwerken.⁴⁵

Um 1900 entwickelte sich die Ahnentafel zu einem beliebten Werkzeug der wissenschaftlichen Genealogie.⁴⁶ Der Historiker Ottokar Lorenz hatte in seinem 1898 veröffentlichtem *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie* die Genealogie als Disziplin mit nützlichen Methoden für die Naturwissenschaften, Zoologie und Psychiatrie vorgestellt. Er argumentierte, dass sich die Ahnentafel mit ihrer Berücksichtigung der väterlichen und mütterlichen Linie besonders für biologische Forschungen eigne.⁴⁷

Auch mit familiengeschichtlichen Texten hat sich die historische Forschung auseinandergesetzt. Untersucht wurden vor allem Quellen aus der Frühen Neuzeit. Es zeigte sich, dass italienische Kaufleute seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert in ihre geschäftlichen Aufzeichnungen auch genealogische und familiengeschichtli-

⁴⁰ Harding, Elizabeth/Hecht, Michael: Ahnenproben als Soziale Phänomene des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Eine Einführung, in: Harding, Elizabeth/Hecht, Michael (Hrsg.): Die Ahnenprobe in der Vormoderne. Selektion – Initiation – Repräsentation (= Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme – Schriftenreihe des Sonderforschungsbereich 496 37), Münster 2011, S. 9–83, hier S. 10.

⁴¹ Hecht, Repräsentationen von Verwandtschaft. S. 64.

⁴² Bauer, Baum und Zeit, S. 45.

⁴³ Harding/Hecht, Ahnenprobe, S. 12.

⁴⁴ Harding/Hecht, Ahnenprobe, S. 16–26.

⁴⁵ Harding/Hecht, Ahnenprobe, S. 44–72.

⁴⁶ Teicher, Amir: „Ahnensforschung macht frei“. On the Correlation between Research Strategies and Socio-Political Bias in German Genealogy, 1898–1935, in: Historische Anthropologie 22 (2014) 1, S. 67–90.

⁴⁷ Teicher, Ahnenforschung, S. 69–70.

che Einträge integriert haben. Solche Aufzeichnungen wurden als *ricordanze* oder *libri di famiglia* bezeichnet.⁴⁸ Sie verbanden wirtschaftliche oder patrimoniale Inhalte wahlweise mit Angaben zu Hochzeiten, Geburten und Todesfällen oder auch mit Verweisen auf politische Ämter, auf persönliche Erlebnisse oder auf Ratschläge für die Nachkommenschaft.⁴⁹

Für den deutschsprachigen Raum lassen sich von der Forschung als *Familienbücher* bezeichnete Werke ab dem 14. und 15. Jahrhundert nachweisen.⁵⁰ Dabei handelte es sich um eine „familiengeschichtlich[e] Dokumentation, die Herkommen und Genealogie der Familie beschreibt, autobiographische Notizen an die Geschichte der Verwandtschaftsgruppe anbindet und die Lebensgeschichte des Verfassers durch die Führung von Geburten-, Sterbe- und Hochzeitsregistern fortsetzt.“⁵¹ Sie bezogen sich demnach auf familiäre Ereignisse.⁵² Zu weiteren Merkmalen zählen das Zurückreichen bis mindestens zur Grosselterneneration, das Weiterschreiben durch die Nachkommen, die Überlieferung in der Familie sowie die Erwähnung von kaufmännischem, politischem oder historischem Wissen.⁵³ Auch Abbildungen von Wappen, Stammbäumen, Kleidungsstücken, Portraits oder alte Manuskripte finden sich in Familienbüchern.⁵⁴

Die städtische Familiengeschichtsschreibung der Frühen Neuzeit wurde im Gegensatz zur adeligen Hausgeschichtsschreibung nicht von aussenstehenden klösterlichen oder höfischen Geschichtsschreibern verfasst, sondern von den Hausvätern selbst.⁵⁵ Es wird angenommen, dass Familienbücher in der Frühen Neuzeit häufig dann verfasst wurden, „wenn sich eine Gruppe in ihrer gesellschaftlichen Stellung herausgefordert sah oder sich legitimieren wollte und ihr die Bücher als Mittel hierzu sinnvoll erschienen“, etwa bei sozialem Auf- oder dro-

⁴⁸ Studt, Birgit: Erinnerung und Identität. Die Repräsentation städtischer Eliten in spätmittelalterlichen Haus- und Familienbüchern, in: Studt, Birgit (Hrsg.): Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit (= Städteforschung Reihe A, Darstellungen. Veröffentlichung des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster 69), Köln/Weimar 2007, S. 1–31.

⁴⁹ Ciappelli, Giovanni: Family Memory. Functions, Evolution, Recurrences, in: Ciappelli, Giovanni/Rubin, Patricia Lee (Hrsg.): Art, Memory, and Family in Renaissance Florence, Cambridge 2000, S. 26–38, hier S. 28.

⁵⁰ Studt, Erinnerung und Identität, S. 6.

⁵¹ Studt, Erinnerung und Identität, S. 8.

⁵² Piller, Gudrun: Private Körper. Spuren des Leibes in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts (= Selbstzeugnisse der Neuzeit 17), Köln 2007, S. 120.

⁵³ Tomaszewski, Marco: Familienbücher als Medien städtischer Kommunikation. Untersuchungen zur Basler Geschichtsschreibung im 16. Jahrhundert (= Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 98), Tübingen 2017, S. 4–5.

⁵⁴ Studt, Erinnerung und Identität, S. 25.

⁵⁵ Studt, Erinnerung und Identität, S. 31.

hendem Abstieg.⁵⁶ Auch eine Eheschliessung und damit die Gründung einer Familie, konnte als Anlass zur Führung eines Familienbuches dienen.⁵⁷

Im Hinblick auf Basler Familienbücher der Frühen Neuzeit wurden etwa die Texte von Adalberg (1474–1548) und Hans Conrad (1589–1659) Meyer zum Pfeil, von Peter Ryff (1552–1629) und von Christoph Offenburg (1509–1552),⁵⁸ sowie das Familienbuch von Johann Conrad Schweighauser (1648–1713) untersucht.⁵⁹ Zudem ist eine kurze Auflistung von generationenübergreifenden Familienbüchern vorhanden.⁶⁰

Historische Untersuchungen zur Genealogie haben sich vor allem auf die Frühe Neuzeit bezogen, weniger ausführlich berücksichtigt wurde die Zeit ab 1800.⁶¹ Die vorhandenen Untersuchungen zur Genealogie im 19. und 20. Jahrhundert haben sich verstärkt mit dem aufkommenden „neu[en] Verständnis der Genealogie“ um 1900, das von einer Verschmelzung von Familienforschung und Vererbungsforschung geprägt war,⁶² befasst. Besonderes Interesse zog die Vererbung von Krankheiten auf sich, die mithilfe genealogischer Methoden ergründet werden sollte.⁶³

Mit dem Aufstieg der medizinischen Vererbungsforschung in der Schweiz und der Rolle genealogischer Daten hat sich Pascal Germann befasst.⁶⁴ Für den Basler Kontext ist in dieser Hinsicht die Dissertation von Amos Kuster zentral, welche sich mit der Anwendung genealogischer Methoden in der Klinik Friedmatt in der ersten Hälfte des 20. auseinandersetzt.⁶⁵

⁵⁶ Tomaszewski, Familienbücher, S. 22.

⁵⁷ Piller, Private Körper, S. 120.

⁵⁸ Tomaszewski, Familienbücher.

⁵⁹ Flubacher, Silvia/Zweifel, Simone (Hrsg.): Das Familienbuch des Johann Conrad Schweighauser. Ein Basler Selbstzeugnis aus den Jahren 1663–1712, Basel 2012.

⁶⁰ Piller, Private Körper, S. 120–121.

⁶¹ Timm, Elisabeth/Hecht, Michael: Genealogie als Wissenskultur und Praxis in der Moderne. Kräftefelder und Entwicklungslinien, in: Timm, Elisabeth/Hecht, Michael (Hrsg.): Genealogie in der Moderne. Akteure – Praktiken – Perspektiven (= Wissenskulturen und ihre Praktiken 7), Berlin/Boston 2023, S. 5–31, hier S. 6.

⁶² Gausemeier, Bernd: Von der Ahnentafel zur totalen Genealogie. „Wissenschaftliche Genealogie“ als biologisch-soziales Hybridfeld um 1900, in: Timm, Elisabeth/Hecht, Michael (Hrsg.): Genealogie in der Moderne. Akteure – Praktiken – Perspektiven (= Wissenskulturen und ihre Praktiken 7), Berlin/Boston 2023, S. 35–63, hier S. 36.

⁶³ Gausemeier, Von der Ahnentafel zur totalen Genealogie.

⁶⁴ Germann, Pascal: Laboratorien der Vererbung. Rassenforschung und Humangenetik in der Schweiz. 1900–1970, Göttingen 2016.

⁶⁵ Kuster, Amos: Genealogie in der Klinik. Familie und Krankheit im Schatten der Vererbungsforschung 1925–1945, unpubl. Dissertation, Basel 2023.

Weitere interessante Beiträge zur Genealogie im 19. und 20. Jahrhundert haben zwei Studien zum deutschen Adel geliefert. Die Forschungsbeiträge von Kathleen Jandausch⁶⁶ und Daniel Menning⁶⁷ haben sich mit familiären Strategien „im Kampf ums Obenbleiben“⁶⁸ beschäftigt und in diesem Zusammenhang genealogische Themenbereiche wie Familienverbände, Familientage und Familiengeschichten berücksichtigt. Diese wurden auch dahingehen untersucht, wie mit ihnen der Zusammenhalt der Adelsfamilien gefördert, respektive eine „adelige Gesamtfamilie“⁶⁹ gebildet wurde. Für diesen Zeitraum wurde auch die Gründung von eingetragenen Familienvereinen in Deutschland untersucht.⁷⁰

Kaum untersucht wurden hingegen die genealogischen Praktiken des städtischen Bürgertums in der Moderne. Diese Arbeit versucht deshalb, anhand der Untersuchung der genealogischen Praktiken der Mitglieder der alteingesessenen Familien Basels, einen Beitrag zur Forschungslücke zur Genealogie im 18. bis 20. Jahrhundert beizusteuern.

Quellen

Als Quellen dienten hauptsächlich Materialien aus den Privatarchiven der alteingesessenen Familien, die im Staatsarchiv Basel-Stadt archiviert sind. Die verwendeten Quellen sind äußerst heterogen und umfassen Artefakte, die sich auf Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisse sowie Familiengeschichte beziehen oder damit in Zusammenhang stehen. Dazu gehören etwa Diagramme, Familienbücher, Aufzeichnungen, Theaterstücke, Bilder, Protokolle, Briefe, Reden, Notizen, Tagebucheinträge und Publikationen.

Ausgehend vom Themenschwerpunkt ‘Diagrammatik’ des Sinergia Projektes „In the Shadow of the Tree: The Diagrammatics of Relatedness as Scientific, Scholarly, and Popular Practice“ und geleitet von der Annahme, dass „genealogi-

⁶⁶ Jandausch, Kathleen: Ein Name, Schild und Geburt. Niederadlige Familienverbände der Neuzeit im südlichen Ostseeraum (= Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns 12), Bremen 2011.

⁶⁷ Menning, Daniel: Standesgemäße Ordnung in der Moderne. Adelige Familienstrategien und Gesellschaftsentwürfe in Deutschland 1840–1945 (= Ordnungssysteme 42), München 2014.

⁶⁸ Menning, Standesgemäße Ordnung, S. 26.

⁶⁹ Jandausch, Familienverbände, S. 9.

⁷⁰ Sabeau, David Warren: Constructing Lineages in Imperial Germany. Eingetragene Familienvereine, in: Fenske, Michaela (Hrsg.): Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp (= Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 5), Berlin 2010, S. 143–157.

sches Denken und genealogische Forschungspraxis⁷¹ zur Produktion von genealogischen Diagrammen führt, wurden zu Beginn des Dissertationsprojekts im Basler Staatsarchiv Stammbäume, Stamm- und Ahnentafeln gesichtet. In einem der Säle des Archivs, der teilweise als „Genealogie-Saal“ bezeichnet wird, werden in einem speziellen Schrank mit grossflächigen Schubladen und nach Familiennamen geordnet, zahlreiche Stammbäume aufbewahrt. Viele davon sind nach 1900 entstanden.

Als Ausgangspunkt für das Forschungsprojekt waren diese Diagramme interessant, doch um die Geschichte hinter solchen Diagrammen zu untersuchen, musste in den Privatarchiven der Basler Familien weitergeforscht werden. Dort fanden sich ebenfalls Stammbäume. Demnach handelte es sich bei den Stammbäumen im Genealogie-Saal nur um eine Auswahl an Diagrammen, die getrennt von denjenigen in den Privatarchiven aufbewahrt wurden. Hauptsächlich die in den Privatarchiven der Burckhardt, Bischoff, Sarasin und im Privatarchiv des Ehepaars Von der Mühl-Vischers aufbewahrten Materialien bilden die Quellengrundlage dieser Arbeit.

Die hier benutzten Quellen bilden wohl nur einen kleinen Teil des genealogischen und familiengeschichtlichen Materials ab, das sich in über 1330 Basler Privatarchiven befindet. In eben diesen Privatarchiven fanden sich weitere interessante genealogische Archivalien: Neben verschiedensten genealogischen Diagrammen und familiengeschichtlichen Texten wurden Unterlagen entdeckt, die von der Durchführung grosser Familienfeiern zeugten. Erhalten waren nicht nur Einladungs- und Menükarten, sondern auch Drucke der gehaltenen Reden und vorgeführten „Stickli“ – kleine Theaterstücke, welche die Familiengeschichte thematisierten – sowie anlässlich der Feierlichkeiten publizierte Werke. Und schliesslich fanden sich Protokolle und Unterlagen, anhand derer sich die Errichtung von Familienstiftungen untersuchen liess. Dieses vielfältige Quellenmaterial wird in den folgenden Kapiteln anhand einzelner Fallstudien untersucht, um so die genealogischen Praktiken der alteingesessenen Familien Basels zu rekonstruieren.

Aufbau der Arbeit

Das erste Kapitel fokussiert sich auf die Produktion von genealogischen Diagrammen und das Schreiben von Familiengeschichten, wobei die Projekte von Lucas Sarasin-Werthemann, Felix Sarasin-Burckhardt, Johann Rudolf Burckhardt und Hieronymus Bischoff-Buxtorf untersucht werden. Es wird gezeigt, wie diese Män-

⁷¹ Timm/Hecht, Genealogie als Wissenskultur, S. 7.

ner Abstammungs- und Verwandschaftsbeziehungen herausgearbeitet und dargestellt haben. Diese Beziehungen konnten sich auf das gesamte Geschlecht, auf einzelne Familienzweige, auf die eigene Abstammung oder auf die Verzeichnung lebender Nachkommen konzentrieren. Es lassen sich dabei auch Arbeitsschritte⁷² und Methoden, unterschiedliche Konzeptionen von Familiengeschichte und das Zusammenspiel von Diagramm und Text nachweisen.

Das zweite Kapitel handelt von einem umstrittenen Stammbaum aus dem Jahr 1804, der die Verwandtschaft zwischen Napoleon Bonaparte und den Familien Faesch und Bürgy aus Basel beweisen sollte. Das Kapitel befasst sich mit den dargestellten Beziehungen und den Reaktionen, die das Diagramm auslöste. Des Weiteren wird gezeigt, wie dieses genealogische Diagramm eine politische Dimension entfaltete und als Beweismittel und zur Rechtfertigung politischer Entscheidungen eingesetzt wurde. Schliesslich wird auch die Faszination der Baslerinnen und Basler für diagrammatisch dargestellte Beziehungen zu Napoleon Bonaparte hier deutlich.

Das dritte Kapitel nimmt eine frauengeschichtliche Perspektive ein und widmet sich den familiengeschichtlichen Aufzeichnungen zweier Frauen. Anna Katharina Burckhardt-Von der Mühll und Henriette Von der Mühll-Vischer schrieben Familiengeschichten, die unter anderem weibliche Abstammungslinien, Biografien von Frauen und Praktiken des Verwandtmachens thematisierten. Damit machen ihre Texte diejenige Nachkommenschaft sichtbar, die in Stammbäumen häufig verdeckt bleibt.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit den zwei grossen Jubiläumsfesten der Familien Burckhardt (1890) und Sarasin (1928), an denen familiengeschichtliche Inhalte den versammelten Familienmitgliedern vermittelt wurden. Dabei werden die unterschiedlichen genealogischen Formate bei diesen Festen untersucht, darunter auch von Familienmitgliedern aufgeführte Theaterstücke, welche die Familiengeschichte inszenierten und Handlungsanleitungen für die Sicherung der Gegenwart und Zukunft der Familien präsentierten.

Im fünften Kapitel wird die Etablierung und Führung der Familienstiftungen Bischoff, Sarasin und Burckhardt untersucht. Hier wird deutlich, welche Konsequenzen Abstammungs- und Verwandschaftsbeziehungen für das Leben der zur Familie gezählten Personen haben konnten. Denn die Stiftungen waren insbesondere darum bemüht, finanzielle Unterstützung für die Familienmitglieder zu leisten. Welche konkreten Beziehungen zum Bezug der Stiftungsgelder erforderlich

⁷² Die Arbeitsschritte eines frühneuzeitlichen patrizischen Genealogen sind hier schön beschrieben: Friedrich, Markus: *The Maker of Pedigrees. Jakob Wilhelm Imhoff and the Meanings of Genealogy in Early Modern Europe*, Baltimore 2023, S. 143–173.

waren, wird genauer untersucht, wobei auch der Umgang mit Töchtern und deren Nachkommenschaft beleuchtet wird. Zudem werden dokumentierte Unterstützungsfälle (seit der Gründung der Stiftung im 19. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein) behandelt. Dadurch werden Biografien von Familienmitgliedern sichtbar, die in den Familiengeschichten nicht beschrieben wurden, weil sie Schicksale offenbarten, die sich durch Misserfolge, Kriegserfahrungen und Krankheiten auszeichneten. Schliesslich wird in diesem Kapitel auch gezeigt, welche weiteren Aufgaben die Familienstiftungen übernahmen, wie etwa die Archivierung von Familiendokumenten, das Fortschreiben der Familiengeschichte oder die Finanzierung von Familienfeiern. Schliesslich folgt im letzten Kapitel eine Zusammenfassung der Ergebnisse.